

aufweisen.¹⁷ Sofern gravierende Unterschiede auftreten, werden diese vermerkt. Als wichtiges Ergebnis meiner Analyse und als ein Indiz für die Typizität, mithin Validität, der hier zu besprechenden Fälle ist der Umstand zu deuten, dass die Unterschiede der Arbeitspraxis sich gegenüber den Gemeinsamkeiten erstaunlich gering ausnehmen.

3.2 PRAXISTHEORIE ALS GRUNDBEGRIFFLICHE HEURISTIK

Die vorliegende Arbeit versteht sich nicht nur als ethnografische Studie. Sie ist aufgrund der spezifischen Forschungsperspektive in ihrer methodologischen wie auch sozialtheoretischen Grundierung im Kontext der sogenannten »Praxistheorien« angesiedelt. Unter der Bezeichnung Praxistheorie werden in den letzten Jahren sowohl verschiedene theoretische als auch empirisch-analytische Positionen subsummiert, die sich durch eine gewisse »Familienähnlichkeit« auszeichnen und denen in der soziologischen Debatte unter der Überschrift eines »*practice turn*« große Aufmerksamkeit zugesprochen wird.¹⁸ Neben soziologischen Großtheorien von Pierre Bourdieu (1976, 1987b) oder Anthony Giddens (1990), sprachphilosophischen Positio-

17 Dabei versteht sich die vorliegende Untersuchung nicht als eine Fallstudie im klassischen Sinne. Üblicherweise wird im arbeitsteiligen Zusammenspiel mit der quantitativen Sozialforschung die qualitative (nicht-standardisierte) Forschung als hypothesengenerierend, die standardisierte als hypothesenüberprüfend bestimmt (vgl. Lamnek 1993: 4ff.). Entsprechend sind Einzelfallstudien als Hypothesenlieferanten gekennzeichnet, deren Ergebnisse einer weiteren Bestätigung harren. Einzelfälle sind der Logik standardisierter Sozialforschung folgend vornehmlich Abbilder einer zugrundeliegenden Struktur. Demgegenüber sind die beiden hier zu diskutierenden Organisationen nicht als repräsentative Instanzen für etwas anderes zu verstehen, sondern zunächst als komplexe Gefüge an und für sich. Gerade die nachfolgende ethnografische Detailanalyse wird zeigen, dass die »Fälle« eine sehr vielfältige interne Verweisungsstruktur, man könnte auch sagen: Komplexität, aufweisen, die einen solchen Fokus rechtfertigen, ja geradezu einfordern. Dies bedeutet keineswegs, dass die Ergebnisse der Untersuchung nicht auch auf weitere Kontexte anwendbar sind. Allerdings ist das ethnografische Gütekriterium das Verständnis des Falles an sich und erst in zweiter Linie die Übertragung auf andere Bereiche. Für die soziologische Diskussion dieses Verhältnisses vgl. den wegweisenden Text von Mitchell 1983, zur allgemeinen Diskussion um den methodologischen Status von Fällen vgl. die Beiträge in Süßmann/Scholz/Engel 2007.

18 Zur Übersicht vgl. Schatzki 1996, Schatzki/Knorr-Cetina/Von Savigny 2001, Reckwitz 2003, Hillebrandt 2009: 19-90, kritisch: Bongaerts 2007 oder Schulz-Schaeffer 2010.

nen und deren sozialtheoretischen Implikationen von Ludwig Wittgenstein (Wittgenstein 2006: 225ff.) und im Anschluss Theodore Schatzki (1996) oder Charles Taylor (1996), werden beispielsweise ethnomethodologische (Harold Garfinkel 1984), interaktionistische (Erving Goffman 1986, 2008), sozialphänomenologische (Alfred Schütz und Thomas Luckmann 2003, Berger/Luckmann 2003) oder neopragmatistische (Luc Boltanski und Laurent Thévenot 2007) Theorieentwürfe als praxistheoretisch gezählt. Hinzukommen Forschungsansätze wie etwa die Science and Technology Studies (Jasanoff et al. 1995), die Workplace Studies (Luff/Hindmarsh/Heath 2000), Teile der Cultural Studies (Winter 2009) oder Artefakttheorien im Anschluss an die ANT (Latour 2007). Zentral für diese unterschiedlichen praxistheoretischen Ansätze ist eine Fokussierung auf die sozialen Praktiken, die fundamental an der Hervorbringung, Sicherung und Veränderung von Sozialität beteiligt sind. Grundlegend werden unter sozialen Praktiken routinierte, wiederkehrende Verhaltensabläufe verstanden, die eine spezifische Temporalität, Körperlichkeit, Materialität sowie eine besondere Form von Wissen und Sinnhaftigkeit aufweisen.

Nun laufen die unterschiedlichen theoretischen Positionen aber nicht nur in einer, weiter unten näher zu erläuternden, gemeinsamen sozialtheoretischen Grundfiguration zusammen, sondern heben, trotz ihrer Differenzen, ein spezifisches Verhältnis von Empirie und Theorie hervor (vgl. Schmidt 2012: 23ff.). Die theoretischen Überlegungen einer Praxistheorie sind empirischen Analysen nicht zwingend vorgängig, sondern mit diesen verschränkt. Empirie und Theorie werden in der Praxistheorie nicht als getrennte, sondern vielmehr als interchangierende Welten begriffen, die miteinander in Austausch stehen (vgl. Kalthoff 2008, Schmidt 2012: 30ff.). Das bedeutet, dass die Praxistheorie einen analytischen Blick konturiert und zugleich dabei hilft, Phänomene an Erklärungszusammenhänge, also Theorien, rückzubinden. Außerdem ist aus praxistheoretischer Perspektive die Empirie so stark zu machen, dass sie theoretische Konzepte in den Hintergrund drängen und empirisch begründeten neuen Perspektiven folgen kann. Die »Praxissoziologie«, so Schmidt (2012), beanspruche »eine besondere Form von Theorie. Sie soll so gebaut sein, dass sie sich vom Empirischen fortlaufend verunsichern, irritieren und revidieren lässt« (31). Gregor Bongaerts (2007: 255), ebenso Robert Schmidt (2012: 28ff.), haben darauf hingewiesen, dass bereits Pierre Bourdieus Praxeologie in Opposition zu scholastischen Ansätzen, gemeint sind theoretizistische Arbeiten aus dem wissenschaftlichen Feld, positioniert wurde; Praxistheorie also auch als ein Gegenentwurf zur herrschenden Stellung klassischer Sozialforschung zu verstehen ist, welche die Reflexivität und Beobachterabhängigkeit ihrer Perspektive vernachlässige und diese aufgrund einer »epistemischen Voreingenommenheit« (ebd.: 29) gar verschweige. In eine ähnliche Richtung argumentiert auch Reckwitz: »Die ›Praxeologie‹ ist nicht allein eine ›Sozialontologie‹, ein theoretisches Vokabular, das eine andersartige Perspektive auf die Sozialwelt liefert, sondern *vor allem* auch ein For-

schungsprogramm für die materiale Analyse« (2003: 284, eig. Hervorh., H.K.).¹⁹ Daran anknüpfend soll hier Praxistheorie, entgegen des Wortbestandteils *-theorie*, vorrangig als Empirie anleitende *Forschungsheuristik* begriffen werden (vgl. Schmidt 2012).

Hier schließen verschiedene Verständnisse von Theorie an (dazu Kalthoff 2008): Zum einen liefert die Praxistheorie als heuristisches Grundvokabular eine besondere ›Einstellung‹ zum Untersuchungsfeld, welche dadurch gekennzeichnet ist, sich vom empirischen Gegenstand forschungspraktisch irritieren zu lassen. Theoretische Annahmen über das Feld (etwa eine Theorie der Kreativität oder eine Theorie der Kreativarbeit) können durch diesen besonderen praxistheoretischen Blick empirisiert werden. ›Kreativität‹ beispielsweise ist aus einer solchen Perspektive nicht nur anthropologisch als grundlegende menschliche Fähigkeit zu fokussieren, welcher analytisch über Kreativitätsmessungen im Labor beizukommen ist, sondern sie offenbart sich kultursoziologisch als eine spezifische Form von Praxis, die als solche empirisch beobachtbar und beschreibbar ist und für die die Akteure ebenso (Ethno-)Theorien bereithalten. Zum anderen bietet die Auseinandersetzung mit der Empirie die Möglichkeit, praxistheoretische Annahmen selbst zu konkretisieren, zu hinterfragen oder zu verfestigen – also auf die Praxistheorie als Sozialtheorie und entsprechende beobachtungsleitende Annahmen zurückzuwirken.²⁰ So lassen sich etwa das Verhältnis von Praktiken und Diskursen empirisch analysieren (vgl. zu einem theoretischen Entwurf Reckwitz 2008c) oder Fragen der Vermittlung von Praktiken und dem verbundenen impliziten Wissen (vgl. Schmidt 2008b) angehen. Für die hier verfolgte ethnografische Zielstellung ist der letzte Aspekt weniger zentral. Eher soll der Idee von Praxistheorie als theoriebefremdende methodologische Position gefolgt werden.²¹ Praxistheorie wird aus dieser Perspektive als ein »Verfahren der Praxeologisierung« (Schmidt 2012: 70) zu nutzen sein, welches mit-

19 Ähnlich auch die Ethnomethodologie, die sich – etwa am prominentesten bei Harold Garfinkel – von der vorherrschenden sozialtheoretischen Figuration, namentlich bei Talcott Parsons, abgrenzte und eine neue radikal empirische Perspektive stark machte (vgl. Weingarten/Sack 1976).

20 Sozialtheorien behandeln die Frage, was innerhalb einer jeweiligen Theorie als »sozial« zu gelten hat, wer oder was daran beteiligt ist und wo dieses Soziale zu verorten ist – in der Interaktion, im (historischen) Diskurs, der kollektiv geteilten Norm, den Praktiken usw. (vgl. Lindemann 2008: 339) Sozialtheorien deduzieren und induzieren (!) immer auch Forschungsprogramme – etwa die Interaktions- oder Diskursanalyse, die Verfahren standardisierter Sozialforschung oder die Praxeografie (ebd.: 340).

21 Zu erwähnen bleibt, dass Theorie praxistheoretisch selbst wieder als ein praktisches Unterfangen zu konzipieren ist, als solches auch wieder beobachtbar und ein produktiver Teil dessen ist, was sie beobachtet. Zur nicht nur textlichen Praxis ethnografischen Forschens vgl. etwa Schindler 2012, zur Produktion von Texten: Engert/Krey 2013.

tels verschiedener (De-)Konstruktionen an einer konkreten empirischen Fragestellung sein analytisches Potenzial entwickelt. Dabei konturiert eine solche Praxeologisierung gleichwohl ihr Objekt, indem gewissen Aspekten herausgehobene Aufmerksamkeit geschenkt wird. Diese sind in der praxistheoretischen Diskussion erklärtermaßen eine zeitliche (b), eine körperliche (c) und eine materielle (d) Analysedimension, was wiederum Aufmerksamkeit für die Performativität der Praxis und die Informalität und Implizitheit von Wissen (e) bedingt (vgl. Reckwitz 2003, Schmidt 2012: 51ff.). Hinzu kommt die bereits angesprochene empirische Grundhaltung (a).

a) Zunächst ist eine so verstandene praxissoziologische Perspektive von einer deutlichen *Empiriefixiertheit* gekennzeichnet. Die empirischen Daten werden nicht als Illustrationen für theoretische Modelle verwendet, sondern auf die praktischen Bestandteile hin analysiert, die die beobachtbare Praxis hervorbringen und geordnet erscheinen lassen. Es geht also um das Zustandekommen und die Prozesshaftigkeit sozialer Situationen und sozialer Ordnungen, welche in der Praxis deutlich werden und dort ebenso als scheiterbar erlebt werden können. Eine solche Perspektive rückt das von der Ethnomethodologie hervorgehobene »*Doing*« in den Fokus (vgl. Garfinkel/Sacks 1976: 148). Vermeintlich eindeutige Phänomene wie Geschlecht, Erwerbsarbeit oder Kreativität werden in ihrer situativen und kontextuellen Bedingtheit rekonstruiert. Sie erscheinen so als Resultate fortlaufender Praktiken – etwa *doing creative work, doing being creative* etc. Diese Praktiken versucht die Ethnografin, durch verschiedene, oben geschilderte Verfahren, in ihrem konkreten Ablauf zu beobachten und sichtbar zu machen. Diese starke Empiriekonzeption bedingt auch, die Perspektive der Teilnehmer ernst zu nehmen. Diese werden nicht nur als Ausführende bestimmter Normen oder Werte, als »cultural« oder »judgemental dopes« (Garfinkel 1984: 67) konzipiert, sondern als wissende Praktiker angesehen, die in der Lage sind, ihre alltäglichen Situationen erfolgreich und geordnet zu meistern. Genau diese praktische Leistung, die verwendeten Verfahren und Methoden der Akteure gilt es zu rekonstruieren und, Bruno Latours Credo aufgreifend, nicht vorab schlauer zu sein als die Feldteilnehmer selbst (vgl. Latour 2007: etwa 28, 44f., 54f.). Das bedeutet auch, deren Relevanzsetzungen (Was ist wichtig und was nicht?), den theoretischen Entwürfen (Wie konzipieren die Akteure theoretische Figuren oder Begriffe?) und praktischen Handlungen (Wie tun die Akteure was?) Aufmerksamkeit zu schenken. Denn gerade in den körperlichen und symbolischen Praktiken der Akteure, ihren aktiven Behandlungen und Bezeichnungen offenbaren sich die (kollektiven) Wissensformen der professionellen Praxis. In dieser empirischen Umwelt sind einzelne Praktiken niemals autark. Sie sind eingebunden in ein Gefüge aus anderen Praktiken, Materialien und Körpern.²² Entsprechend stellen die analytischen

22 Vgl. etwa Hillebrandt (2009: 56), der von Verkettungen von Praktiken zu sogenannten »Praxisformen« spricht.

Fokussierungen der Ethnografin auf eine Praktik – bspw. Diskutieren, Entwerfen, Brainstormen – immer eine analytische Vergrößerung und Fixierung einer spezifischen Praxisform dar. Die Analyse folgt dabei einer Verfahrensweise, die als eine analytische Verlangsamung bezeichnet werden kann, indem die ›Handlungssituation‹ kurz angehalten, von ihrem pragmatischen Motiv befreit und eben diese Praktik fokussiert wird, bevor sie wieder in einen größeren Praxiszusammenhang integriert wird.

b) Praktiken als »nexus of doings and sayings« (Schatzki 1996: 89), also ein Bezugssystem von Aktivitäten und Äußerungen, sind in einer bestimmten Form räumlich und *zeitlich* organisiert. Zunächst haben sie, da der Fokus auf der prozesshaften Hervorbringung von Dingen und Situationen in der Jetztzeit liegt, Ereignischarakter. Die Praxistheorie betont die Gegenwart des Geschehens, und hebt immer wieder die Anstrengungen hervor, die die Akteure vollziehen, um jedes Mal aufs Neue diese Gegenwart entstehen zu lassen. Gleichzeitig zeichnet sich die praxistheoretische Perspektive durch die Betonung der Routinehaftigkeit des Handelns aus. Es geht also um die wiederkehrende Form eines bestimmten Verhaltens, welches über eine informelle und eher kognitiv unbewusst-implizite Regelmäßigkeit zur Praxis wird – also nicht die bewusst-reflexive wissenschaftliche Einstellung zur Welt, sondern ein pragmatisch reflexives Weltzugewandtheitsein meint. Ein derart auf Wiederholbarkeit setzendes Routinehandeln allerdings »ändert nichts daran, dass der Vollzug der Praxis aus der Sicht des Akteurs in der Sequenz der Zeit stattfindet und in jedem Moment – wie routinisiert auch immer – erneut hervorgebracht werden muss« (Reckwitz 2003: 295). Genau in dieser situativen Kontingenz liegt eine zentrale Möglichkeit der Variabilität von Praxis (ebd.). Gleichwohl bedeutet dies nicht, dass Verhaltensroutinen frei vom Einfluss vergangener oder zukünftiger Praktiken sind. Auch wenn Praktiken immer auf den Vollzug, also auf »den charakteristischen Tempus der Jetztzeit« (Schmidt 2012: 54) angewiesen sind, so sind sie in ebendiesem temporalen Kontext der Gegenwart Bestandteil der situativen Praxis und werden so wieder vergegenwärtigt/erinnert (im Falle von Vergangenem) bzw. verweisen auf wahrscheinlichere Zukünfte.²³ Dabei sind es zum einen die Körper, in deren Routinen vergangene Praktiken Eingang gefunden haben – nicht als deterministische Programme oder Regelvorschriften, die entsprechend automatisch ausgeführt werden, sondern als ein »Können«, welches seiner Aktualisierung und damit implizierten (wenn zuweilen auch nur minimalen) Veränderbarkeit harrt.²⁴ Zum

23 Diesen Einbezug der Vergangenheit von Praktiken betont Pierre Bourdieu in seiner Praeologie (etwa 1976: 164ff.), indem er auf die Geschichtlichkeit und den Beharrungskraft des Habitus hinweist und darüber hinaus die damit verbundene spezifische Entwicklung sozialer Felder hervorhebt.

24 Dieses Argument einer Differenz in der Wiederholung hat Hilmar Schäfer (2013) praxistheoretisch aufgearbeitet.

anderen sind es Dinge und Materialitäten, die eine zeitliche Stabilität gewährleisten, indem sie quasi als geronnene Praxis vergegenständlicht sind. Vergangene Praktiken sind als Materialien, Maschinen, Gesetze u.v.m. in Gegenständen akkumuliert und bilden so in der Vollzugssituation eine Referenz auf Vergangenes und legen darüber zukünftige Situationen nahe.²⁵ So kann »das über die Trägerschaft in Praktiken anwesende Vergangene, das Hier und Jetzt der Praxisgegenwart auch gleichsam eindicken und die Richtung zukünftiger Verläufe mitbestimmen« (ebd.: 55).

c) Als weiteres »Grundelement« (Reckwitz) der Praxistheorien wird stets der *Körper* angegeben. Dieser fungiert als Ort der Sedimentierung praktischen Wissens sowie als aktivistisches Zentrum von Praktiken. Der Körper ist damit nicht nur ein ausführendes Medium, sondern kompetenter Erzeuger sozialer Wirklichkeit. Die Akteure lernen, ihren Körper auf gekonnte und wiederholbare Art und Weise zu bewegen, mehr noch: »Körper zu ›sein«, da der Körper aus praxeologischer Perspektive kein ausführendes Instrument darstellt, das von einem ›dahinter liegenden‹ Zentrum gesteuert würde« (Reckwitz 2003: 290). Gleichmaßen ist der Körper immer auch sozialisierter Körper, Resultat eines kulturell-somatischen Sozialisationsprozesses. Mit Bourdieu ließe sich von einem Inkorporierungsprozess sprechen (Bourdieu 1987b: 97ff., besonders 107ff.). Diese Ebene des Körpers (und eben nicht zwingend der Geist, die Psyche, das Mentale o.ä.) als kompetenter Agens des Handelns betont das praktische Wissen, welches die Akteure besitzen. Beobachtbar wird dieses Wissen als »skillfull« und »embodied performance«, als kompetentes Können.²⁶ Dabei lässt es sich aber nicht nur als praktisches Wissen um den Vollzug der Ausführung auf Seiten der Produzenten reduzieren, sondern ist gleichsam als Verstehensleistung der Zuschauer, der Umwelt zu konzipieren, die diese körperliche Praxis »lesen« können (vgl. ebd.: 291). Dieses Lesen kann durchaus ein bewusst-reflektierter Prozess sein – etwa bei der Interpretation eines Fußballkommentators hinsichtlich des Fouls bzw. der Schwalbe eines Stürmers. Die Spieler hingegen reagieren, ohne innezuhalten und reflektiert darüber nachzudenken, ob es sich um eine Schwalbe handelt oder nicht. Sie reißen die Arme in die Luft und bemängeln damit – scheinbar automatisch – das begangene Unrecht. Zur Praxis des Foulspiels gehört ebenso der theatralische Aufschrei und Fall des Gefoulten, wie auch der vehemente körperliche Einsatz der Mit- und Gegenspieler. Diese selbstvergesene Körperlichkeit gilt aber nicht nur unmittelbar einsichtig für den Fall »Sport«, sondern ebenso für jegliche soziale Situationen: Die Pointe der Praxistheorie besteht darin, vermeintlich mentale Phänomene wie etwa Denken oder Entwerfen auf

25 Solche Stabilisierungen durch Objekte haben insbesondere Autoren der ANT hervorgehoben, etwa Latour 2001. Auf die Instabilität der Praxis und die Deutungs Offenheit von Regeln hat etwa auch Lucy Suchman (1987) hingewiesen.

26 Zur zentralen praxistheoretischen Kategorie der Öffentlichkeit und Beobachtung vgl. Schmidt/Volbers 2011.

ihre körperlichen Anzeichen hin zu befragen, diese also anhand beobachtbaren Verhaltens nachzuvollziehen. »Mentale Zustände kennen und erkennen die Teilnehmer im alltäglichen Geschehen also dadurch, dass sie das Verhalten, die Gesten und die Mimik anderer Teilnehmer betrachten« (Schmidt 2012: 58, vgl. ebenso Hirschauer 2004).

d) Des Weiteren heben die Praxistheorien die *Materialität und Dinglichkeit* des Sozialen hervor. Demnach wird Artefakten eine zentrale Rolle bei der Bildung und Stabilisierung sozialer Praktiken und somit des Sozialen zugesprochen. Gewöhnliche Dinge wie Schlüsselanhänger, Türschließsysteme, Straßenschwellen, technische Objekte wie Grafikpads, Drucker, Computer, alltägliche Artefakte wie Stifte, Stühle, Tische erhalten aus einer praxistheoretischen Perspektive eine Aufmerksamkeit, die ihnen in bisherigen Sozialtheorien versagt blieb. Dabei werden diese weder als bloße Hilfsmittel, weder als determinierende Ermöglichungsbedingung noch als bloße symbolische Ordnung konzeptualisiert, sondern als eigenständiger Bestandteil der Praktiken selbst – in der radikalen Konzeption der Actor-Network-Theory von Bruno Latour gar als gleichberechtigte (symmetrische) Akteure resp. Aktanten (vgl. Latour 2001). So sind die Artefakte weder ausschließlich »Objekte der Betrachtung noch [...] Kräfte eines physischen Zwangs, sondern [...] Gegenstände, deren sinnhafter *Gebrauch*, deren praktische Verwendung Bestandteil einer sozialen Praktik oder die soziale Praktik selbst darstellt« (Reckwitz 2003: 291). In dieser Perspektive heben die Praxistheorien den konstitutiven Anteil des Materiellen bei der Formung sozialer Situationen hervor. Dabei können die Artefakte als Träger von Handlungsprogrammen durchaus ein spezifisches Verhalten *nahelegen*, wobei allerdings durch die Einbindung in ein Vollzugsgeschehen auch bei Artefakten immer eine potenzielle Offenheit gegeben ist.

e) All diese Elemente einer Theorie sozialer Praktiken verweisen schließlich auf zwei zentrale Verschiebungen im Vergleich mit klassischen Sozialtheorien: zum einen die Betonung einer Performativität der Praxis, zum anderen der Hinweis auf die Impliztheit von Wissen und die Informalität von Praxis.²⁷ Die *Performativität der Praxis* betont die unter a) und b) angedeutete Aktivitätsdimension praktischen Verhaltens. Praktiken sind Resultate körperlicher und materieller Vollzüge bzw. entfalten sie sich im körperlichen und materiellen Vollzug. Sie rücken das Tun, die Performanz und weniger den subjektiv oder objektiv gemeinten Sinn des Handelns in den Fokus. Sie bedürfen notwendig der Aus- und Aufführung, um Gültigkeit zu erlangen. Obenstehend klang es bereits an (etwa unter c), dass eine solche performative Perspektive ebenso auf eine andere Dimension der *Reflexion des Verhaltens* verweist. Während Handlungstheorien in erster Linie die Frage nach Sinn und Bedeutung als reflexiv-kognitive Leistung innerhalb des Geistes der Akteure verorten,

27 Für die damit zusammenhängenden Implikationen eines soziologischen Sinnbegriffs vgl. die Überlegungen in Bongaerts 2012: etwa 67ff., 81ff.

sind die praxistheoretischen Ansätze, indem sie den körperlichen Vollzug der Praxis fokussieren, an der Rekonstruktion des Verhaltens als beobachtbarer Performanz interessiert.²⁸ Hierbei rückt weniger ein reflexives Aussagewissen, sondern das praktische Wissen in der Handlungssituation in den Blick. Demnach wird die Ausführung von Tätigkeiten, das Können, die »Fertigkeit« (Schütz/Luckmann 2003: 157), diese oder jene Praktik zu vollziehen, als Wissen begriffen. Dieses Wissen ist zwar den Akteuren verfügbar, aber nicht notwendig, kognitiv-reflexiv. Die Akteure tun »einfach« Dinge, ohne diese bewusst zu reflektieren.²⁹ Diese Selbstverständlichkeit des Könnens identifiziert das Wissen im Verhalten der Akteure als implizites Wissen, als »knowing how«, im Gegensatz zu einem »knowing that« (vgl. Ryle 2002). Praktiken sind immer wissensbasierte Tätigkeiten, in dem Sinne, dass sie über ein implizites Aufführungs- sowie Deutungswissen verfügen.³⁰ Im Vollzug der Praxis kommen implizite Kriterien zur Geltung, in denen sich die Akteure darüber informieren, wie etwas zu verstehen ist. So zeigen Praktiken ebenso an, wie sie verstanden werden können. Sie bringen Bedingungen ihres Erklärens in ihrer Aufführung mit hervor, wobei erst das Fortschreiten der Praxis zeigt, inwiefern diese Versteheleistung gelingt oder nicht.³¹ Analog wird das implizite Wissen in der Praxistheorie auch nicht in erster Linie an den Geist der Personen gebunden, sondern in den Praktiken selbst verortet. Hierzu lässt sich das Bonmot Goffmans (Goffman

28 Dass diese Konzeption aller Handlungstheorien als mentalistisch oder kognitivistisch überdenkenswert ist, hat zuletzt Schulz-Schaeffer 2010 hervorgehoben. In der Tendenz allerdings sind damit die konzeptionellen Oppositionen benannt.

29 Eine solche Reflexion, sowohl von Wissenschaftlern als auch von den Akteuren des Feldes, ist zwar prinzipiell möglich, aber als solche wieder auf entsprechende Praktiken angewiesen.

30 Andreas Reckwitz (2003: 292) schlägt vor, drei Wissensformen zu unterscheiden: routinemäßige Zuschreibung von Bedeutung, scriptförmige Prozeduren der Hervorbringung gewisser Praktiken und implizites motivational-emotionales Wissen, was gewollt wird und was nicht. Dies lehnt sich an die drei »linkages« (praktisches Verstehen, explizite Regeln, teleoaffektive Strukturen), also die Bezugspunkte, sozialer Praktiken nach Theodore Schatzki (1996: 89) an.

31 Bekanntlich hat die Ethnometodologie und in ihrer Nachfolge die Konversationsanalyse dafür die Begriffe der Reflexivität bzw. Indexikalität reserviert. Indexikalität bezeichnet dabei den Umstand, dass sprachliche Äußerungen quasi als Index auf einen Kontext verweisen, in dem der sprachliche Ausdruck erst verstehbar wird. Reflexivität bezeichnet den Umstand, dass während des (sprachlichen) Handelns die Erklärungen des Handelns hervorgebracht werden. Während des sprachlichen Handelns also werden Erklärungsmerkmale produziert, die dann das Verstehen desselben ermöglichen (vgl. zur Indexikalität Garfinkel/Sacks 1976: 130ff., zur Reflexivität Garfinkel 1984: 8 u.a. sowie Juchem 1988).

1986: 9) zitieren, nach dem es nicht um »Menschen und ihre Situationen, sondern eher um Situationen und ihre Menschen« ginge. Inwiefern lässt sich neben dieser Implizitheit praktischen Wissens von einer ›Informalität‹ sprechen? Als ›informell‹ lassen sich soziale Praktiken dahingehend kennzeichnen, dass sie gegenüber kodifizierten offiziellen Handlungsregeln – etwa in Spielanleitungen, Ratgebern oder Gesetzen – über eine Offenheit verfügen, das heißt über die praktische Adaption von Regeln. Aber auch diese praktische Ausführung regelhaften Verhaltens wird nicht für jede Handlungssituation neu ausgehandelt. Sie vollzieht sich gleichwohl mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Soziale Praktiken werden durchaus als routinierte und damit prinzipiell wiederholbare (also regelmäßige) Handlungen vollzogen. Allerdings bemisst sich diese Regelmäßigkeit an dem Verhalten der Akteure und nicht an den niedergeschriebenen Regeln, auch wenn hier prinzipielle Ähnlichkeiten vorliegen können. Die konkrete Ausführung einer Praktik selbst aber gestaltet sich als eine von Regeln kaum abbildbare Form des Verhaltens. Brainstormings etwa sind der Theorie nach in ihrem Ablauf und ihrer Anwendung klar geregelt, der Vollzug selbst allerdings offenbart verschiedenste Verstöße gegen diese Regeln (vgl. Kap. 4.2.3). Dies gilt nicht nur für den untenstehend analysierten Fall, sondern auch für andere praxeologische Analysen des Brainstormings (dazu: s.u.). Trotz der unterschiedlichen Abweichungen von den Regeln nennen und erkennen alle Akteure die vollzogene Praxis als Brainstorming; gleichzeitig sind Brainstormings in ihrer konkreten Ausführung komplexe Situationen, an denen unterschiedlichste Entitäten (Personen, Gegenstände, Zeiten, Räume) beteiligt sind, sodass diese nur schwer regelhaft beschrieben werden können (dazu auch Garfinkel 1984: 25ff., Suchman 2000). Kurzum: Soziale Praktiken gehorchen als »ongoing accomplishments« (Garfinkel 1984: 1), als ständige Hervorbringungen, nicht formalen Regeln, sondern konstituieren sich regelhaft in ihrem Vollzug selbst. Was bedeuten diese eher sozialtheoretischen Überlegungen für die praxistheoretische Heuristik dieser Untersuchung?

Ad a) Zunächst wird in der Analyse an die Prämisse des Vollzugsgeschehens angeschlossen. Das Verhalten der Akteure wird auf der Grundlage deren aktiver Zuwendung zum Geschehen rekonstruiert (resp. meiner Beobachtungen davon). Besondere Aufmerksamkeit erhalten dabei die Setzungen der Akteure. Sowohl in den Beobachtungen als auch in den Interviews interessiert in erster Linie das spezifische raum-zeitliche, körperlich-materielle und symbolische »activity-system« (Goodwin 1994: 612), welches im praktischen Handeln der Akteure beobachtet werden kann und durch dieses hervorgebracht wird.

Ad b) An den Aspekt der Zeitlichkeit wird in der Analyse angeschlossen, indem die Praktiken in einem (zeitlichen) Zusammenhang mit anderen analysiert werden. Sie sind als einzelne Elemente im Hinblick auf ein Fortschreiten und ein Rückgriff im Vollzugsgeschehen zu rekonstruieren, ohne sie dabei teleologisch engzuführen. So entwerfen die Grafiker etwa nicht zum ersten Mal eine Werbung, sondern kön-

nen hier auf vorheriges Wissen sowie Objekte (etwa Vorarbeiten, Bücher, Informationen vom Kunden) zurückgreifen. Praxistheoretisch interessant ist dabei die Art und Weise, wie sie vorherige Ressourcen mobilisieren – etwa als Erfahrung, die vorrangig als zielstrebiges und kompetentes Verhalten beobachtbar wird oder etwa als expliziter Verweis auf frühere Praktiken oder Objekte. Ebenso ist zu fragen, wie die Akteure durch spezifische Praktiken und Objekte versuchen auf eine Zukunft hinzuwirken, etwa indem immer mehrere Entwürfe erstellt werden, wovon mindestens einer den durchschnittlichen Geschmack potenzieller Kunden trifft (vgl. dazu z.B. Kap. 4.2.2). Für die konkrete Analyse bedeutet diese Form sequentieller Zeitlichkeit, dem Verlauf der Erstellung eines kreativen Endprodukts – einer Werbung – zu folgen. So steht nicht dessen Produktstatus, das fertige Resultat, sondern das praktische Werden eines solchen im Fokus des Interesses.

Ad c) An die Dimension der Körperlichkeit des Handelns wird in der Analyse angeschlossen, indem spezifische Verkörperungen betrachtet werden. So gerät etwa der Körper der Sitzungsteilnehmer, der entwerfende Körper der Grafiker, aber auch die Körperlichkeit des Diskutierens in den Blick. Dies lässt sich mikrologisch am besten anhand von Videoaufnahmen des Geschehens rekonstruieren (vgl. Kap. 4.2.4). Dies war nur an wenigen Stellen möglich, da der Einsatz der Videokamera auf große Widerstände bei den Akteuren traf. So muss ersatzweise auf die Feldnotizen zurückzugegriffen werden. Gleichzeitig verweist diese Entdeckung des Körpers durch die Praxistheorie aber auch auf eine Blickverschiebung hinsichtlich sozialer Gegebenheiten. So rückt durch die Körperperspektive das Konzept der *Kompetenz* in den Fokus der Analyse und gibt einen spezifischen Blick auf professionelle Konstellationen frei.³² Akteure verfügen über eine besondere Weise des Verhaltens und Sprechens, die sie als kompetente Akteure kennzeichnet (vgl. Ryle 2002). Sie vollziehen als Mitglieder einer kulturellen, professionellen Gemeinschaft (der Werber, der Agenturmitarbeiter u.a.) eine spezifische Art des praktischen Könnens. So »wissen« sie etwa körperlich, *wie* spezifische Situationen behandelt werden müssen. In den wöchentlichen »Status-Meetings« gruppieren sich die Akteure in einer besonderen Art und Weise im Raum und unterstreichen damit die Hierarchie, in anderen Meetings laufen sie umher und sitzen lässig auf dem Boden, Schreibtischen o.ä., während sie wiederum in anderen korrekt und aufrecht sitzen bleiben.

Ad d) An die Dimension des Materiellen wird nachfolgend insofern angeschlossen, als dass Artefakten nicht nur symbolische Bedeutung zugesprochen wird, sondern diese in ihrer Einbindung in und Kopplung mit sozialen Praktiken und unterschiedlichen Akteuren analytische Aufmerksamkeit erhalten. Kreative Arbeitspraxis ist zu einem maßgeblichen Grad immer auch materielle Praxis – wie etwa anhand der unterschiedlichen »Aggregatzustände« von kreativen Einfällen (Idee, Skizze,

32 Zum Konzept der Kompetenz aus professionssoziologischer Sicht vgl. Kurtz/Pfadenhauer 2010.

Entwurf, Ausdruck...) nachgezeichnet werden kann (vgl. Kap. 4.2.2ff.). So wird nicht nur dem sequentiellen Verlauf der Produktion einer Werbung gefolgt, sondern gleichzeitig deren dinglicher Status nachvollzogen, sodass die materiellen Transformationen der Produktion des Kreativen sichtbar werden.

Ad e) Schließlich fließen in die empirische Analyse die Dimensionen der Performativität und der impliziten Logik der Praxis dahingehend ein, indem die performative Vollzughaftigkeit des Geschehens fokussiert wird und nicht die Regelmäßigkeit entsprechender Kreativitätsratgeber. Es geht hier also nicht um die Vorschrift der Praxis, sondern um das konkrete Fortschreiten derselben. Gleichzeitig werden, wie bereits beschrieben, das beobachtbare Geschehen als ein Können identifiziert und die einzelnen Anstrengungen der Akteure als eine professionelle Leistung fokussiert. Die Arbeit, die professionelle Leistung, welche die Akteure vollziehen, besteht demnach nicht nur in der Präsentation eines symbolischen Produkts und dessen entsprechender Inszenierung, sondern in der konstanten Arbeit an der Hervorbringung eines solchen Produkts. Diese Perspektive auf die aktive und fortwährende Hervorbringung ermöglicht es auch, das von den Akteuren häufig als »Erfahrung« benannte Wissen als eine Konstellation und Abfolge einzelner Praktiken zu dekomponieren und somit Erfahrung nicht einzig als kognitives, soziologisch eher unzugängliches Phänomen abzutun, sondern diesem analytisch zu begegnen und zwar als eine praktisch zu bewältigende Aufgabe.³³

Über diese analytischen Anschlüsse hinaus sollen hier noch auf einen weiteren forschungsrelevanten, praxistheoretischen Bezug hingewiesen werden, welcher in der vorliegenden Arbeit eine zentrale Rolle spielt, innerhalb der Diskussion um die Praxistheorie aber etwas aus dem Blick gerät. Dies ist zunächst die Ebene sprachlicher Äußerungen. Mit der von der Praxistheorie formulierten Kritik am »Textualismus« (vgl. Reckwitz 2003: 288) und einem praxeologischen »body turn«, vor allem im Anschluss an Bourdieus Habituskonzept (vgl. Gugutzer 2006), wird die Sprachlichkeit und Textualität des Sozialen in den Hintergrund verschoben. Dies hat viele gute Gründe: Etwa ist Sprachlichkeit in der Soziologie meist als reflexiver Prozess konzipiert. Die alleinige Fokussierung auf Texte überbetont deren Einfluss und vernachlässigt das Materielle und Körperliche, welches fundamentaler Bestandteil von Praktiken ist. Und gerade die somatische Dimension eröffnet neue interessante Forschungsimpulse. Nun zielt die Kritik der Praxistheorie gegenüber dem Textlichen vornehmlich auf deren Überbetonung des propositionalen Gehalts von Äußerungen, welcher innerhalb von Diskursen und Kommunikationen offenbart und durch kognitive Anstrengungen (hermeneutisch) zu entschlüsseln ist (Reckwitz 2003: 289). Dazu bedarf es eines reflexiven Knowing-that, durch das gerade die impliziten Methoden der Hervorbringung solcher Kommunikationssituationen aus

33 Dies schließt an die Diskussion um einen erweiterten Arbeitsbegriff an, der eben auch die Dimension der Erfahrung betont, vgl. etwa Böhle 2009.

dem Blick geraten. Die Kritik der Praxistheorie am »Textualismus« aber sollte nicht in einer »Sprachvergessenheit« münden. Schließlich weist das beobachtbare Verhalten der Akteure nicht nur eine somatische, sondern ebenso eine sprachliche Dimension auf, wobei selbstverständlich auch Letzteres mit einer zentralen somatischen Dimension korrespondiert – etwa in den Bereichen des Gestischen und Mimischen. Dabei kann das Sprachliche durchaus im Einklang mit praxistheoretischen Positionen gelesen werden.³⁴ So lassen sich *Verfahren der Spracherzeugung und -nutzung* identifizieren, die als kommunikative oder sprachliche Praktiken begriffen werden können und die unterhalb einer inhaltlichen Ebene anzusiedeln sind. Beispielsweise sind in der Arbeitspraxis der untersuchten Werbeagenturen gewisse Momente herauszustellen, die zentral auf Sprachlichkeit abstellen wie etwa der Akt des Textens von Werbeslogans oder das Durchführen von Sitzungen. In Brainstorming-Sessions beispielsweise können auf der Suche nach neuen Einfällen verschiedene Gesprächspraktiken identifiziert werden, die maßgeblich an dem Gelingen der Situationen beteiligt sind, beispielsweise Gesprächseröffnungen, spezifische Redewechsel, Positionierungen von Einwänden im Redegeschehen usw. (vgl. Kap. 4.2.3). Diese kommunikativen Praktiken betreffen die Art und Weise, mit der sprachliche Äußerungen inklusive ihrer propositionalen Dimension vollzogen werden. Das heißt, sie sind nicht identisch mit dem Inhalt der Äußerungen selbst, wenn auch in einem konstitutiven Zusammenhang mit diesen verbunden. Hinsichtlich einer Wissens- und Reflexivitätsebene sind diese kommunikativen Praktiken als ein Knowing-how-Wissen einzustufen und können mit Martin Endreß (2002: 70) als »pragmatische Reflexivität« konzipiert werden; als eine Form der Reflexivität also, die als implizite Handlungsressource mitläuft, ohne dabei explizites Reflexionsprodukt zu sein.³⁵ Sprachliche Praxis ist somit wie auch nichtsprachliches körperliches Verhalten als Aktivität zu begreifen (vgl. Schatzki 2001: 3). Entsprechend wehrt sich die Praxistheorie gegen eine Reduktion von Sprache auf deren propositionalen Gehalt (vgl. Schatzki 1996: 135). Diese Fokussierung auf eine Aktivitätsdimension der Kommunikation hat in der Soziologie eine gewisse Tradition: Beispielsweise wurden solche kommunikativen Praktiken durch die Konversationsanalyse hervorgehoben (vgl. Bergmann 2000) und auch in Goffmans Analysen zu Interaktionssituationen

34 Dies geschieht zuweilen, wenn auch implizit: vgl. etwa die Ethnografien von Karin Knorr-Cetina (2002a), Herbert Kalthoff (1997) oder Stefan Hirschauer (1993).

35 Praxistheoretisch könnte gegen eine solche Perspektive der »pragmatischen Reflexivität« eingewendet werden, dass hiermit eine alte Dichotomie verlängert wird: zwischen bewusstem und unbewusstem Handeln. Damit geriete zum einen der Objekt- und Körperbezug aus dem Blick und zum anderen bliebe das Mentale (resp. dessen Negation) der Bezugspunkt der Argumentation. Praxistheoretisch allerdings ist auch bewusstes Handeln beobachtbares Verhalten, welches sich in Praktiken niederschlägt und als solches in keiner Differenz zu unbewusstem Handeln steht.

(vgl. Goffman 1986) oder in der Mundanphänomenologie von Schütz und im Anschluss Luckmann (Schütz 2003, Schütz/Luckmann 2003) lässt sich ein solcher Fokus auf die präreflexiven Tätigkeiten der Akteure während der Interaktionssituation herausstellen. In der vorliegenden Untersuchung sollen entsprechend sowohl die körperlichen als auch die sprachlichen Dimensionen der Praxis betrachtet werden. Wie auch bei der praxistheoretischen Konzeptionalisierung des Körpers geht es nicht um die mentalistische Dimension sprachlichen Handelns – eben gerade nicht um den subjektiv-gemeinten Sinn des einzelnen Akteurs, welcher sich, wenn überhaupt, nur in dem propositionalen Gehalt der Äußerungen finden lässt – sondern um das *Wie* der Äußerungen. Dieses ist performativ eingebunden in eine körperliche und objektbezogene Umwelt, sodass sich der spezifische praxistheoretische Blick auf Körperlichkeit und Sprachlichkeit weniger als Oppositionen denn als Verknüpfung verstehen lässt.

Dennoch kann in der Analyse auch nicht vollständig vom Inhalt der Äußerungen abgesehen werden. Erstens korrespondieren konkrete Praxisformen mit dem, was ausgedrückt werden soll. Beispielsweise wird eher ein offizielles und höfliches Sprachregister bemüht, um die Offizialität der Situation zu unterstreichen, während, gegensätzlich, kolloquiale Jugendsprache genutzt wird, um die Alltäglichkeit der Äußerung und mit ihr der Situation hervorzuheben. Nun lässt sich aber nicht ausschließlich von der Art und Weise des Sprechens hinreichend auf die Situation schließen. Dazu bedarf es auch des Einbezugs einer inhaltlichen, einer Bedeutungsebene. Denn nur so lässt sich die Situation innerhalb des Arbeitsprozesses einordnen. Zweitens kann daher über den Inhalt der Äußerungen, Aufschluss über die Relevanzen und Einordnungen der Akteure gewonnen werden. Indem Arbeitssituationen als »wichtig«, Interaktionen als »schlecht« oder »nicht normal« und soziale Beziehungen als »schwierig«, »sensibel« oder »einfach« gekennzeichnet werden, lassen sich Ordnungen und Wertigkeiten innerhalb des Feldes identifizieren – was wiederum Implikationen für die Analyse von Praktiken nach sich zieht. Dass solche Relevanzen selbst wiederum einer praktischen Hervorbringung bedürfen, kann untenstehend gut anhand der Praktiken des Bezeichnens (»signifying practices«, Hall 2003: 28), des Umschreibens (»glossing practices«, Garfinkel/Sacks 1976: 135) oder des Repräsentierens (»representational practices«, Lynch/Woolgar 1988) nachvollzogen werden. Kurzum: Äußerungen sind eine fundamentale Datenquelle, die nicht losgelöst (als Propositionen), sondern als Bestandteil von Praktiken analysiert werden sollen. Maßgeblich sind hierbei die Verwendungen der Akteure, deren praktischen Bezeichnungen, Umschreibungen und Repräsentationen.

Damit ist meine sozialtheoretisch-methodologische Bezugsheuristik in den Grundzügen markiert. Wie diese einzelnen Aspekte nun konkret in »Aktivität treten« und inwieweit das empirisch fruchtbar gemacht werden kann, ist am Folgenden nachzuvollziehen.

